

Ludwig M. Eichinger (Direktor des IDS Mannheim)

„Beschreiben, schützen, pflegen? Überlegungen zu den Aufgaben und Möglichkeiten von Sprachinstituten“

1 Das Deutsche, das Niederdeutsche und ihre Institute

Ein jegliches Ding hat seine Zeit.

Es ist nicht nur ein historischer Zufall, dass in diesem Jahr das Institut für Niederdeutsche Sprache seinen dreißigsten Geburtstag begeht und das Institut für Deutsche Sprache, das sich zu leiten die Ehre habe, gleichzeitig seinen vierzigsten. Man muss über diese Jahre hin auf die Anfangszeiten zurückblicken, um zu verstehen, was es heißen soll, dass auch in diesem Fall das zitierte Bibelwort seine Berechtigung hat.

Vor vierzig Jahren, also in den beginnenden 60er Jahren, endete in der Germanistik allmählich eine Phase, die sich von modernen Methoden der sprachwissenschaftlichen Beschreibung ebenso ferngehalten hatte wie von einer Beschreibung der Gegenwartssprache aus ihrem eigenen Recht überhaupt. In den Universitäten dominierte die Beschäftigung mit der Geschichte der deutschen Sprache, in der schulischen Praxis wie in den Alltagsgrammatiken, etwa der Duden-Grammatik aus jener Zeit, herrschte eine pragmatische Version der sprachwissenschaftlichen Konzepte vor, die eigentlich in den dreißiger Jahren entwickelt worden waren, unter dem Namen inhaltbezogene Grammatik liefen. Diese Richtung, die man deshalb auch neohumboldtianisch nennt, ging dominant der Frage nach, wie unser Denken durch die jeweilige Muttersprache geformt wird. Das war zum Beispiel im Kontext der Auseinandersetzung mit der Sprache des Nationalsozialismus eine durchaus wirksame Idee, für die eigentliche, und vor allem auch die formale Beschreibung des jetzt existierenden Deutschen und der Bedingungen seiner historischen Existenz in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts war so aber wenig zu leisten. Mehr und mehr stellte das aber ein Desiderat dar, und es wurde auch als ein Desiderat gesehen, sich wieder aktiver in die internationale sprachwissenschaftliche Diskussion einzuklinken. Auch die Schwerpunkte des sprachkritischen Interesses wandelten sich, die Absetzung von der Sprache der nationalsozialistischen Vergangenheit verlor an Gewicht gegenüber der Frage, wie sich das Nebeneinander von DDR und Bundesrepu-

blik Deutschland auf die deutsche Sprache auswirke. In dieser Hinsicht hatte sich nach dem Mauerbau 1961 die Position der DDR-Führung deutlich verschärft. Zudem hatte die DDR im Zentralinstitut für Sprachwissenschaft der Akademie der DDR einen Ort und eine Institution, die sich mit der deutschen Sprache beschäftigte und moderne linguistische Methoden und Theorien in die Diskussion einbrachte. Das ist der Kontext, der eine günstige Voraussetzung dafür schuf, dass ein Institut gegründet wurde, das sich gänzlich der Erforschung der deutschen Gegenwartssprache mit modernen linguistischen Methoden widmen sollte. Eine der ersten Aufgaben des Instituts war es, eine Grammatikkonzeption zu entwickeln, die von den Verkürzungen einer traditionellen Sicht abgehoben und dennoch anwendungsorientiert sein sollte – eine Vielzahl von valenzgrammatischen Untersuchungen war die Folge, bis heute gehen die meisten Schulbücher davon aus, dass das Verb steure, was Alles vorhanden sein müsse, dass ein vollständiger Satz entsteht. Zum anderen wurde gleich auch von Beginn an eine Forschungsstelle eingerichtet, die sich mit dem Deutschen in der DDR und seinen Eigenheiten gegenüber dem Deutsch in der Bundesrepublik Deutschland beschäftigte. Und zum dritten nahm sich das Institut der Untersuchung der gesprochenen Sprache an, die bis dahin kaum als ein eigener Untersuchungsgegenstand galt. In die Öffentlichkeit wirkte das Institut in den ersten Jahren nicht zuletzt dadurch, dass dort viele Germanisten, die später in den Universitäten eine moderne Sprachwissenschaft aufbauten, sich im IDS sachliche Information und Schulung holte. Man sieht, dass im Mittelpunkt der Aufgaben des Instituts für Deutsche Sprache die Beobachtung und Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache stand und entsprechend lautet der Satzungsauftrag bis heute.

Wie war die Lage zehn Jahre später, als das „Institut für Niederdeutsche Sprache“ gegründet wurde? Wie passt die Gründung solch eines Instituts in die Zeit der frühen siebziger des letzten Jahrhunderts. Wortverliebte Linguisten würden feststellen, dass der Name unseres heutigen Jubiläumsinstituts mehr deontische als denotative Bedeutungsbestandteile erkennen lasse. Man kann das auch verständlicher sagen: dass das „Niederdeutsche“ oder das „Platt“ eine Sprache sei und nicht ein norddeutscher Dialekt, war damals zweifellos in der öffentlichen Meinung weniger eindeutig als es das heute ist. Andererseits ist auch damals durchaus als eine Besonderheit des Niederdeutschen erkennbar, dass es seit dem 19. Jahrhundert neben seiner Funktion als gesprochener Alltagssprache die eines regionalen Kulturiidioms dazu gewonnen hat. In der niederdeutschen Dichtung

gibt es auf jeden Fall Autoren, die sich deutlich von dem abheben, was man üblicherweise im deutschen Sprachraum als Dialektliteratur findet – auch wenn es das im niederdeutschen Sprachraum logischerweise auch gibt. In den beginnenden siebziger Jahren kamen die unter und neben der hochdeutschen Standardsprache im deutschen Sprachraum vorkommenden Idiome in erhöhtem Maße in den Blick einer interessierten Öffentlichkeit und auch der wissenschaftlichen Beschäftigung. Aus verschiedenen Gründen wurde plötzlich wahrgenommen, dass sich unter dem scheinbar so einfachen Bild, dass in Deutschland eben Deutsch gesprochen werde, doch eine ganz differenzierte, verschieden geartete und bewertete Landschaft von sprachlichen Formen verbarg. Das betrifft nicht nur Sprachen und Sprachformen, die schon auf den ersten Blick nicht dem wie auch immer umrissenen Deutschen zuzuordnen sind – wie etwa die Sprachen der Arbeitsmigranten –, sondern auch das, was die so genannte „innere Mehrsprachigkeit“ betrifft. Damit waren nicht zuletzt regional differenzierte Sprachformen gemeint. Man kann das damit in Beziehung bringen, dass in dieser Zeit insgesamt gesellschaftliche Gruppen, die bis dahin eher als marginal angesehen worden waren – etwa auch die Jugend oder die Frauen – nicht nur im Bewusstsein sondern auch im politischen Handeln eine größere Rolle spielten. Seither prägen sie das öffentliche Aussehen unserer Gesellschaft weitaus mehr. In diesen Kontext gehört auch das, was man „Dialektwelle“ nannte, und diese Bewegungen brachten auch dem Niederdeutschen ein verstärktes Interesse als einer regional geprägten für die Kultur Norddeutschlands prägenden Sprachform. Zudem überlagerten sich damit zwei weitere Entwicklungen. Zum einen verbanden sich damals verstärkt Gedanken von der Emanzipation „unterdrückter“ sprachlicher Traditionen. Zum anderen fiel die Gründung des Instituts für Niederdeutsche Sprache auch in eine Phase, zu der insgesamt die politische Rücksichtnahme auf Minderheiten verschiedenster Art auf die Tagesordnung der nationalstaatlichen Politik kam. Insbesondere wurden (konkret von 1972 an; „Paket“) am Paradebeispiel erfolgreicher Sprachminderheitenpolitik im zentralen Europa, nämlich Südtirol, die rechtlich-politischen Mittel entwickelt, die für den möglichen Schutz sprachlicher Minderheiten prägend wurden. Die meisten der in diesem Kontext entwickelten Ideen finden sich dann ja auch in der Charta des Europarats wieder, die ja nun seit 1999 auch den Status des Niederdeutschen verändert hat. Die Lage zu Beginn der 70er legte es nahe, dass eine Sprachform von hohem regionalem Wert aber – damals – noch ungeklärtem Status wie das Nie-

derdeutsche „sein“ Institut bekam. Logischerweise steht daher die Aufgabe im Vordergrund, die Entwicklung des niederdeutschen fördernd zu begleiten und an der Konsolidierung seines Status zu arbeiten. Das ist es wohl, was das etwas alttümlich klingende Wort „Sprachpflege“ in Kontext des Niederdeutschen meinen kann.

2 Zum Pflegen gehört das Kennen und das Wissen.

Wiewohl – die drei von mir im Titel genannten möglichen Aufgaben sind nicht völlig voneinander unabhängig, insbesondere sind Einrichtungen wie das Institut für Niederdeutsche Sprache der ideale Ort um Wissen über ihren Gegenstandsbereich zu sammeln und in einer Weise aufzubereiten, dass es in der öffentlichen Diskussion oder bei verschiedenen aufkommenden Interessenschüben in angemessener Weise eingesetzt werden kann. Ich denke, die Aufgabe der Wissenssammlung und ihre Umsetzung in sprachpflegerische Aktivitäten müssen auf die Art der Sprache und auf die Möglichkeiten eines Instituts zugeschnitten zu sein. Wenn das Institut für Deutsche Sprache zweifellos damit überfordert wäre, auch nur in annähernder Weise zu dokumentieren, was Alles im Bereich der sprachwissenschaftlichen Forschung zum Deutschen geschieht – und sei es nur im Rahmen der Bundesrepublik Deutschland, dafür andererseits eine vergleichsweise hohe eigene Forschungskapazität hat, so ist das die typische Konstellation für eine traditionell umfänglich und gut erforschte Sprache, für die es an praktisch jeder Universität ein zuständiges Seminar gibt. Ein Institut wie das unsere hat dann selbst Forschungsaufgaben zu übernehmen, die in Dauer und Umfang die Möglichkeiten des Arbeitens an Universitätsseminaren übersteigen und an wissenschaftlicher Aktualität die langfristigen Projekte an den Akademien. Es hat auch – wie wir in unseren elektronischen Corpora – Materialien und Analysemethoden zu liefern, die der Erforschung des Deutschen weltweit zur Verfügung stehen, es hat die Verbindungen über die Staatsgrenzen im deutschen Sprachraum und mit den nicht Germanisten im nicht muttersprachlichen Ausland zu sichern. All das sieht von einer Sprache wie dem Niederdeutschen und von der Art eines Instituts, wie wir es hier haben, doch deutlich anders aus. Das Institut kann nicht im selben Ausmaße Forschung selbst betreiben – aus den verschiedensten Gründen – wichtig ist nicht zuletzt, dass es von den Anforderungen her fast eine Art Kulturinstitut darstellt, das thematisch weiter greifen muss als das dezidiert auf Sprache und Sprachwissenschaft bezogene Institut für Deut-

sche Sprache. Deswegen muss das Bremer Institut sehr viel mehr die Ergebnisse von Forschung, aber auch entstehende „kulturelle Produkte“ sammeln, ordnen, archivieren, zur Verfügung stellen und in einer Weise aufbereiten, die es in den Diskussionen um Status und Ausbau des Niederdeutschen als nützlich und brauchbar erscheinen lässt. Es muss und kann auch leichter der interessierten Öffentlichkeit Einblick in das geben, was man Alles vom Niederdeutschen weiß, was untersucht wird und wie die Lage des Niederdeutschen insgesamt ist. Die Zusammenführung des Wissens um das Niederdeutsche ist aus einem spezifischen historischen Grund wohl noch wichtiger als beim Hochdeutschen. Der niederdeutsche Raum war ja ganz besonders von der Teilung in die alte Bundesrepublik und in die DDR betroffen. Und ich meine das nicht nur geographisch: alle nicht standardsprachlich hochdeutschen Sprachformen hatten in der DDR mit dem prinzipiellen Verdikt zu leben, Relikte einer auf Ungleichheit basierenden Gesellschaftsform und somit dem anzustrebendem „neuen Menschen“ nicht angemessen zu sein. Das betraf neben der Dialektforschung auch die Beschäftigung mit dem Niederdeutschen. So war denn hier erst einmal nach der Wende erneut sachlicher Boden zu gewinnen und eine Gemeinsamkeit in der Forschungsgemeinde herzustellen, die erst eine sinnvolle Einschätzung des Niederdeutschen in seinem traditionellen Raum erlaubte. Wie gesagt, in der Vermittlung, der Koordination und Archivierung von Wissen besteht daher eine sprachpolitisch wichtige Aufgabe unseres Jubiläumsinstituts. Wenn man solcherart Bescheid weiß, sind erst sinnvolle sprachpflegerische Aktivitäten denkbar und möglich. Eine solche zwischen Wissen und Sprachförderung angesiedelte Aktivität scheint mir zum Beispiel die Publikation der von einer Autorengemeinschaft verfassten „Niederdeutschen Grammatik“ zu sein. Wie immer man im Einzelnen zu den Ergebnissen und der Art der Darstellung steht – die Wissenschaft lebt ja bekanntlich vom kritischen Blick, sogar von seiner ungerechten Variante – wie auch immer das sein mag, wichtig ist, dass hier einerseits von kompetenter Seite zusammenfassend wissenschaftlich dokumentiert ist, wie die Verhältnisse zwischen den verschiedenen gesprochenen Varietäten des modernen Niederdeutschen aussehen, welche Traditionen der Verschriftlichung, aber auch welche Tendenzen der Normierung es gibt. Ein nützliches Unterfangen: und das nicht nur für sich selbst, sondern auch als Grundlagen- und Bewertungswissen für alle möglichen anderen Aktivitäten, die dem Niederdeutschen eine breitere Öffentlichkeit sichern sollen. Von der im Rundfunk gesprochenen

bis zu der bei der Übertragung politischer Texte genutzten Varietät bedarf es jedes Mal der Klärung und Überlegung, welche Form nun angemessen sei.

„Sprachpflege“ als Bemühung um situations- und textadäquates Sprachverhalten hat aufgrund der historischen Trennung in eigentlich zwei unterschiedliche Lebenswelten, denen das Niederdeutsche angehört, logischerweise weitaus grundlegendere Aufgaben als im Hochdeutschen. Die Trennung zwischen der volkssprachlichen Tradition und der Wiederausbau einer Schriftlichkeit, der typischerweise bei literarischen Texten verschiedener Art beginnt, dann in den Bereich regionalbezogenen öffentlichen Redens ausgreift (politische Reden, Predigten) und dann allmählich neutralere schriftliche Textsorten umgreift, braucht Sprachplanungs- und soziolinguistische Überzeugungsarbeit. Das wird verstärkt gefordert in dem politischen Umfeld einer europäischen Mehrsprachigkeit, wie es sich nach der Ratifikation der „Europäischen Charta der Regional- und Minderheitensprachen“ darstellt. Was ist Funktion und Ziel der sprachlichen Aktivitäten zugunsten des Niederdeutschen auf den verschiedenen Ebenen des Bildungssystems, soweit es über eine Art landeskundlicher und regionaler Selbstversicherung hinausgeht? Man braucht hier zweifellos kluge Vorschläge, Überzeugungskraft und die Fähigkeit zur Mediation zwischen verschiedenen Verhältnissen.

3 Wie man Sprachen schützt

Sprachpflege und Sprachförderung ist selbst schon ein Teil von „Sprachschutz“. Wenn Sprachen längerfristig erfolgreich geschützt werden sollen, gibt es eigentlich nur zwei Möglichkeiten: entweder man findet Bereiche und Kontexte, in denen der Gebrauch dieser Sprachform notwendig, normal oder zumindest möglich ist, so dass mit dieser Sprache ein gewisser Nutzen verbunden ist. Im idealen Fall sollten diese Kontexte in irgendeiner Weise über die privatesten Bereiche, also die Kommunikation in den Familien hinausreichen. Oder man erreicht es, dass die emotionale und symbolische Bindung an diese Sprachform so fest ist, dass man sie auch bei geringerem Nutzen beibehält, weil sie einen zentralen Bestandteil der eigenen Identität darstellen. Logischerweise ist die Stabilität einer Sprache am höchsten, wenn beide Faktoren in irgendeiner Weise zutreffen. So ist denn auch die bereits zitierte Sprachencharta der Versuch, für die in einem Gebiet heimischen Sprachen, die daher zu den charakteristischen Merkmalen eines Gebiets gehören, eine geordnete Lernsituation zu schaffen und Bereiche zu

sichern, die zur Domäne der jeweiligen Regionalsprache gehören. Das ist für das Niederdeutsche eine sicherlich nicht ganz einfache Aufgabe, da für die meisten Sprecher des Niederdeutschen die Sozialisation in eine schriftsprachliche Gesellschaft durch das Hochdeutsche erfolgt. In welchem Ausmaß sich daran etwas ändern wird, muss man der weiteren Entwicklung überlassen. Auch bei dem anderen Aspekt – der Frage des Niederdeutschen als eines Identitätsmerkmals – steht man vor der Situation, dass nur mehr vergleichsweise wenige Sprecher im traditionellen niederdeutschen Raum natürlich in diese sprachliche Identität hineinwachsen, sondern vielmehr davon überzeugt werden müssen, das Plattdeutsche oder zumindest ein gewisser Gebrauch von plattdeutschen Elementen ein sinnvolles Element einer modernen norddeutschen Identität darstellt. Die Chancen dafür sind zweifellos gewachsen, seit das Hochdeutsche in unserer Gesellschaft als so gefestigt gelten kann, dass der soziale Wert von „Abweichung“, von Variation, zur Geltung gebracht werden kann (davon können zum Beispiel auch Reflexe in der modernen Jugend- und Popkultur zeugen; die Homepage des INS verweist etwa auf „Fettes Brot“). Man muss sehen, dass sich im Zeitalter der Globalisierung mit Englisch als der internationalen Verständigungs- und Leitsprache eigentlich nun diese Frage in analoger, wenn auch nicht in gleicher Weise für das Hochdeutsche wie für das Niederdeutsche stellt. Auch das Hochdeutsche hat seinen Platz innerhalb einer funktionalen inneren und äußeren Mehrsprachigkeit in Deutschland erneut zu definieren. In bestimmten wissenschaftlichen Bereichen hat das Hochdeutsche mit der Geltung des Englischen fertig zu werden, wie man am Niederdeutschen sieht, melden bei aller Durchsetzung des Hochdeutschen im deutschsprachigen Gebiet regional geprägte Sprachformen ihre kommunikativen Forderungen an. Wer in solch einer gesellschaftlichen Lage sprachlich modern sein will, muss sprachliche Vielfalt zeigen, er muss in der Lage sein, sachangemessen und im Einklang mit der eigenen sozial-symbolischen Rolle variabel zu reagieren.

In solch einer Welt müssen die Sprachen für den Sprecher Bedeutung und auch einen gewissen symbolischen Charme haben, um einen guten Platz in der Gesellschaft zu finden. Aufgabe einer Einrichtung wie des Instituts für Niederdeutsche Sprache ist es daher auch, die Sprache dadurch zu schützen, dass ihr Charme und ihre Attraktivität aufgewiesen werden (ggf. Hinweis auf das schönste deutsche Wort).

4 Schluss

Dass es uns allen gelingen möge, zu zeigen, dass die Stärke Europas darin liegt, einen geteilten kulturellen Grund in unterschiedlichen – nicht nur sprachliche – Akzenten auszuformulieren, das wünsche ich uns allen. Dem Institut für niederdeutsche Sprache wünsche ich viel Erfolg bei seinem Anteil an diesem geteilten Bemühen.